

Es ist zu hoffen, daß diese Ausstellung nicht die einzige ihrer Art bleiben wird und daß weitere Sammler, die bislang nicht vertreten sind, dem Beispiel ihrer Sammlergenossen folgen werden. Sammler und Museumsmann sind aufeinander angewiesen. Dies erneut ins Bewußtsein gerufen zu haben, ist eines der Verdienste der Veranstalter. Ihre Leistung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, bedenkt man, was es bedeutet, einer so großen Zahl von Sammlern Schätze abzurufen, die auch der weniger mit persönlichem Risiko belastete Museumsmann wegen der außerordentlichen Gefährdung nur ungern hergibt. Für die Hintanstellung berechtigter Bedenken zugunsten eines ungemein genuß- und lehrreichen Unternehmens gebührt deshalb auch den Leihgebern besonderer Dank. Zu danken ist ferner der Deutschen Glastechnischen Gesellschaft. Sie nahm die Ausstellung zum Anlaß einer wohlorganisierten Tagung und schuf damit eine Grundlage für fruchtbare Diskussionen.

Franz-Adrian Dreier

REZENSIONEN

FRIEDRICH OSWALD, *Würzburger Kirchenbauten des 11. und 12. Jahrhunderts* (Mainfränkische Hefte, 45), Würzburg 1966, 274 Seiten, 32 Pläne, 44 Photos, 5 Karten.

Von der besonders regen Bautätigkeit des 11. und 12. Jahrhunderts in Deutschland geben trotz des letzten Krieges viele Bischofsstädte noch ein lebendiges Zeugnis. Einer dieser Städte widmet sich in verdienstvoller Weise die Veröffentlichung von Friedrich Oswald. Anhand des vom Verfasser reichhaltig vorgelegten Materials, zu dem sich aufschlußreiche Fotos des durch die Kriegszerstörungen freigelegten Befundes gesellen, gelingt es Oswald, sowohl zu neuen Ergebnissen in der Rekonstruktion des romanischen Bestandes zu kommen als auch vor allem bisherige Ergebnisse fester zu untermauern.

Die vorliegende Arbeit des Verfassers, der seine 1959 der Philosophischen Fakultät Würzburg vorgelegte Dissertation zugrundeliegt, enthält im Hauptteil (S. 11 – 197) die Einzelerörterungen der im allgemeinen noch weitgehend rekonstruierbaren und erhaltenen kirchlichen Denkmäler: St. Maria, St. Stephan, St. Burkard, Neumünster, St. Peter, St. Jakob und Stift Haug. Anschließend (S. 198 – 207) folgen die nur in geringen Resten oder allein aus den Quellen zu erschließenden Bauwerke: Allerheiligenkapelle, St. Martin, St. Michael, Abteikapelle von St. Burkard, St. Afra, St. Gallus, St. Gertrud, Stift Haug I, St. Jakobus, St. Magnus, St. Nikolaus bei St. Burkard und bei St. Stephan. Im Hauptteil bereitet Oswald mit einigen Untersuchungen die das Werk abschließenden fünf Exkurse (S. 208 – 233) vor, die sich mit den Krypten des 11. Jahrhunderts, den wesentlichen Hauptchören, dem Stützenwechsel, der Doppelturmfassade im 11. und 12. Jh. und den sogenannten Schwäbischen Osttürmen beschäftigen. Besonders hervorzuheben sind die zu den Exkursen gehörenden fünf Übersichtskarten, von denen allein drei die Verbreitung der verschiedenen Stützen- und Gewölbesysteme der Krypten veranschaulichen helfen. Orts-, Personen- und Patrozinienregister erleichtern das Arbeiten mit diesem Buch, das anregen sollte, auch andere Bischofsstädte des Mittelalters in ähnlicher Weise zu bearbeiten.

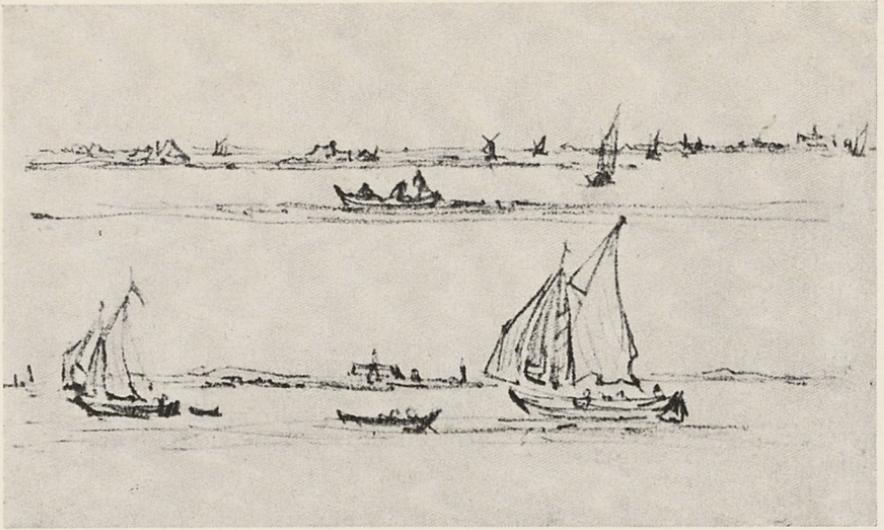


Abb. 1a Jan van Goyen: Segelboote. Kreidezeichnung. Paris, Institut Néerlandais

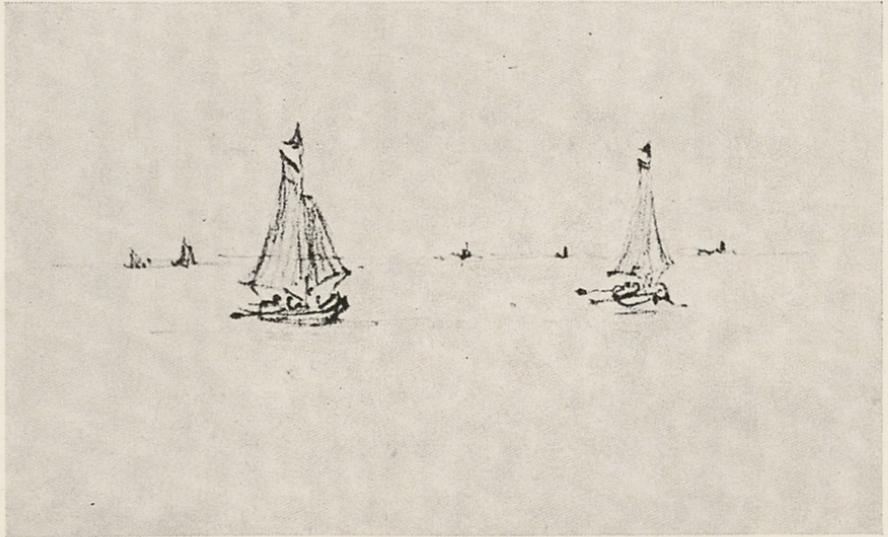
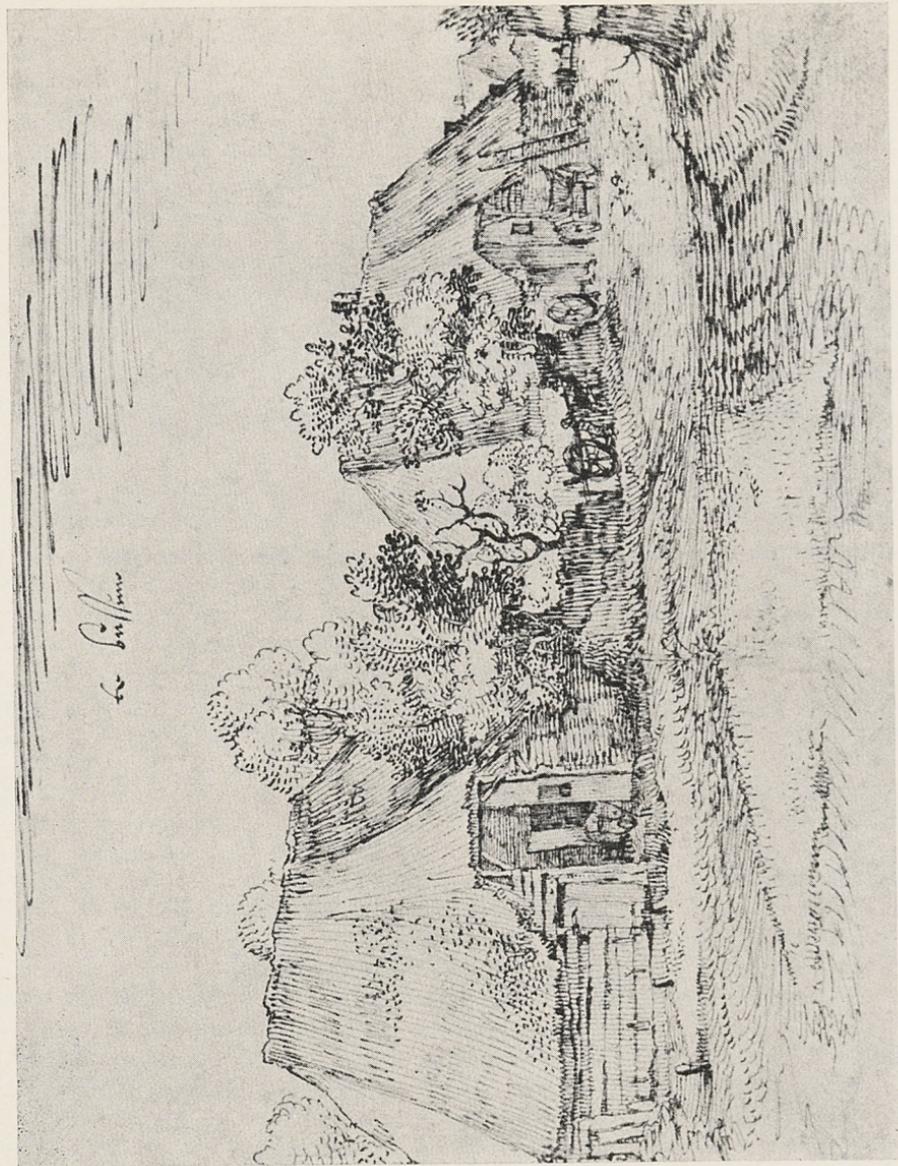


Abb. 1b Jan van Goyen: Segelboote. Kreidezeichnung. Paris, Institut Néerlandais



de Bussum

Abb. 2 Claes Jansz. Vischer: Bauernhäuser von Bussum. Federzeichnung. Paris, Institut Néerlandais



Abb. 3 Lambert Doomer: Häuser an der Schleuse außerhalb Alkmaars. Lavierter Federzeichnung, Paris, Institut Néerlandais

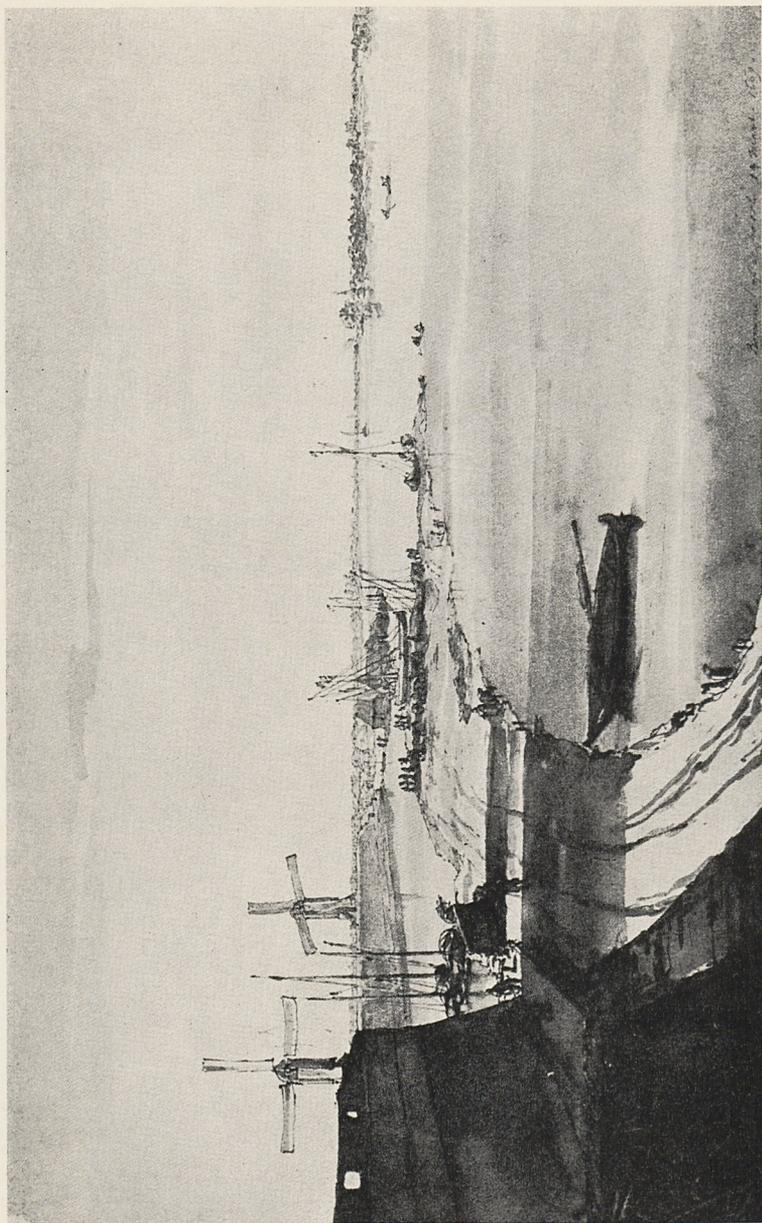


Abb. 4 Constantijn Huygens d. J.: Der Waal bei Zaltbommel. Aquarell 1669. Paris, Institut Néerlandais

An erster Stelle ist der gut verständliche, sehr anschauliche Text hervorzuheben. Vor allem ermöglicht er es innerhalb der Einzeluntersuchungen der Bauwerke, der – gegenüber der Diskussion der Geschichte – gegensätzlichen Schrittfolge der Bauuntersuchung (von der gegenwärtigen zur romanischen Anlage) leichter zu folgen, denn eine rückwärtsschreitende analytische Bauuntersuchung kommt naturgemäß dem Leser nicht entgegen. Zudem begleiten sehr übersichtliche Zeichnungen neben zahlreichen Fotos den Gang jeder Untersuchung. Allerdings bleibt manches – wie uns scheint – wichtige Detail ohne Abbildung. So fehlt, abgesehen von einigen Bildquellen, im Gegensatz zu der reichhaltigen Sammlung von Schriftquellen (S. 239 – 256) vor allem eine Abbildung des Nordportals von St. Burkard oder zumindest eines „Gewändes“, zumal sich Oswald sehr ausführlich mit diesem Portal beschäftigt.

Für St. Maria auf der Festung gelingt Oswald eine wohl endgültige Datierung des Nischenrundbaues in seiner ursprünglichen Form in das 11. Jahrhundert. Mangels ausführlicherer Bauuntersuchungen mußte allerdings offenbleiben, ob der Rundbau und die Reste des Altarhauses der gleichen Bauperiode angehören. Daß beide Bauteile nicht ineinander verzahnt sind, läßt jedoch daran denken, beide Teile nicht der gleichen Zeit zuzuordnen. Aufgrund der geringen Reste der Krypta bleibt offen, ob dieser Teil nicht vielleicht doch schon vor dem beginnenden 11. Jahrhundert in Form einer Kapelle auf dem Marienberg stand.

Beachtenswert ist auch die Rekonstruktion der Westteile von St. Burkard. Vor allem durch eine vorzügliche Auswertung der Bild- und Schriftquellen wird es möglich, die ungefähre Gestalt des ursprünglichen Westabschlusses zu rekonstruieren. An diesem Kapitel wird, wie beispielsweise auch in dem über St. Stephan (bes. S. 50/51), die umsichtige Argumentation des Autors und dessen wohlthuende Zurückhaltung in den Schlußfolgerungen deutlich. So hat Oswald die Ostapsis, die B. H. Röttger 1955 bei der Suche nach dem Burkardgrab angeschnitten hatte (nach Röttger mit Außenradius von 2,50 m), im Grundriß nicht als gesicherte Rekonstruktion gezeichnet. Eine so stark eingezogene Apsis ist angesichts der weiten Apsiden von St. Stephan nicht ohne weiteres mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen.

Auch gelang dem Verfasser, die 1656 abgebrochene und 1873 bei einer Geländeabtragung beseitigte Kirche von Stift Haug in einem weitgehend zuverlässigen Grundriß einer dreischiffigen Kirche mit Ostquerhaus und westlicher Doppelturmfassade zu rekonstruieren. Über die innere Gliederung lassen sich nur insoweit Aussagen treffen, als sie vom Grundriß her möglich sind. Jedoch ist es kaum fraglich, ob die Vierung ausgeschieden war (S. 150), sondern vielleicht, ob eine solche überhaupt vorhanden war. Denn wenn eine Vierung für die Kirche des 12. Jahrhunderts angenommen wird, war sie sicherlich ausgeschieden. Sogar schon die Querhausmitten von St. Stephan werden in Anlehnung an St. Michael in Hildesheim – ohne ausreichende Funde – in der Grundrißzeichnung (Abb. 4/5) als „gesicherte Ergänzung“ mit ausgeschiedenen Vierungen versehen.

Sehr zu begrüßen sind die fünf Exkurse, mit denen Oswald seine Arbeit abschließt. In ihrer Konzentration auf die Mitteilung der bisherigen Forschungsergebnisse und

auf die Überlegungen des Autors, zu denen seine Beobachtungen an den Würzburger Kirchen angeregt haben, bilden sie eine gute Übersicht zu weiteren Diskussionen. Der Abschnitt über den Stützenwechsel bestimmt eine neue Gruppe von Bauwerken am Oberrhein, zu der auch St. Burkard in Würzburg gezählt wird. Da diese Gruppe im Wechsel der Stützen nicht von den Beispielen des Niederrheins abweicht, ist wohl vorerst abzuwarten, ob der Unterschied zwischen niederrheinischer (mit von Pfeiler zu Pfeiler übergreifender Gliederung) und oberrheinischer Gruppe es notwendig macht, zwei getrennte Ursprungszentren des gleichen Systems des Stützenwechsels anzunehmen.

Mit drei Karten vorzüglich ausgestattet ist der Exkurs über die Stützen- und Wölbungssysteme der Krypten des 11. Jahrhunderts. Sehr gut läßt sich an diesen Karten das Wandern der verschiedenen Formen verfolgen. Daß hier allerdings die Gegensätze „primitiv“ und „reif“ als kunstwissenschaftliche Kriterien notwendig sind, mag uns nicht einleuchten, wenn das Kunstwerk, wie Oswald (S. 9/10) nach H. Siebenhüner zitiert, „aus einer Verflechtung und dem Zusammenwirken vieler Komponenten (entsteht), die weit mehr als nur seine formalen Eigenschaften umfassen“. Das Gegensatzpaar „primitiv“ und „reif“ wäre nur dann angebracht, wenn die Kunstgeschichte zugunsten einer positivistischen Entwicklungsgeschichte im Sinne des 19. Jahrhunderts aufgegeben werden soll.

Infolge der noch laufenden Untersuchungen Röttgers mußte der Würzburger Dom als das zentrale Beispiel innerhalb des Würzburger Kirchenbaues der Romanik unerörtert bleiben. Damit fehlt, wie in der Arbeit an mehreren Stellen sichtbar wird, das für die übrigen Kirchen einflußreichste Denkmal. Andererseits stellen, wie Oswald mit Recht bemerkt, „die Ergebnisse dieser Arbeit für die Lösung der Probleme, die der Dom aufgibt, Beiträge dar, indem sie die Umgebung des zentralen Baues der Stadt Würzburg zu erhellen versuchen“. Es wäre zu wünschen, daß Oswald zu gegebener Zeit den Dom in einer dieser Veröffentlichung entsprechenden vorbildlichen Untersuchung vorstellen könnte.

Gerhard Noth

ERIKA DINKLER-VON SCHUBERT, *Der Schrein der Hl. Elisabeth zu Marburg, Studien zur Schrein-Ikonographie*. Veröffentlichung des Forschungsinstituts für Kunstgeschichte Marburg. Marburg, Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars der Universität 1964. - 194 S., 67 Taf. mit Abb. DM 90, - .

Die Verfasserin ist - gestützt auf die Literatur seit der Schreinmonographie von 1922 (Hamann-Kohlhaussen, *Der Schrein der Hl. Elisabeth*) - in mehrjährigen, vornehmlich ikonographischen Studien alten und ältesten theologischen Grundtexten nachgegangen, um den theologischen Sinn, Aufbau und Anordnung der Bilderfülle zu erklären und alle vor dem Schrein aufkommenden Fragen zu beantworten.

Anlaß und Ausgangspunkt ihrer Arbeit bilden die beiden Medaillons Geburt und Auferstehung Christi im Kreuzfelde des Schreins, die sich auffällig an Stelle von Sonne und Mond setzen, wofür die Verfasserin keine Parallele kennt. Sie vermutet deshalb, daß es sich um eine Neuschöpfung handelt, die die Aufhebung der Linkssymbolik